

Eine Seele [Schluss]

Autor(en): **Waldstetter, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 22

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 22 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 2. Juni 1923

Land-Erkennung.

Von Gustav Gamper.

Von übermächtger Felsenwand
Blick ich hinaus ins Vaterland.
Hoch über fruchtbeladnen Talen
Wie mit prophetischen Kanalen
Gliehn Berg und Wolke, meinem Volke
Ein Sinnbild der Unsterblichkeit.

Aus Knechtschaft durch sich selbst befreit,
Herrscht es und lebt der neuen Zeit;
So seh ich es, das Ungelähmte,
Von keinem Fremden noch Gezähmte,
Vom Morgenrote überflammt,
Ein Volk, das noch im Morgen stammt.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

22

Charlotte hatte regungslos zugehört; jetzt beugte sie sich plötzlich über Bastians Hand, zog sie an ihr Gesicht und neigte ihre Stirn darauf. „Ich danke mit allen kleinen Schwestern,“ sagte sie rasch und leise.

„Oh, ich bitte Sie,“ rief Bastian fast erschrocken, indem er sich aufrichtete, „machen Sie keine Lüge aus mir!“

In diesem Augenblick näherten sich Schritte im Hausflur, und Lise trat ein. Bastian legte sich sogleich gerade hin, wie ein folgsames Kind. Charlotte stand auf und verabschiedete sich, und Lise dankte ihr mit einem warmen Händedruck und einem Blick auf den Bruder für ihr Kommen. Noch nie war Bastian Charlotte so wenig unbeholfen und so männlich erschienen, wie jetzt auf seinem Krankenlager.

Röhr und Hilde setzten es wirklich durch, daß Charlotte in kurzer Zeit und mit dem Einverständnis der Mutter verreisen konnte. Der Doktor hatte Frau Hoch vorgestellt, daß man die Schwägerin schon der Gesundheit wegen nicht länger von der Erfüllung ihrer Herzenswünsche abhalten dürfe, da das Unbefriedigtsein sichtlich an ihr zehre. Ihr selber hatte er mit allem Ernst Verhaltensmaßregeln für ihr Arbeitsleben in der Fremde anempfohlen und sie noch einmal an ihre zarte Veranlagung, das Familienerbteil, erinnert.

Charlotte selber war gegen alles ziemlich teilnahmslos und zeigte darin einen völligen Gegensatz zu ihrem früheren Wesen.

An einem nebligen Herbstmorgen zu Ende September reiste sie ab. Röhr und Hilde samt dem kleinen Klaus

hatten sich an einer Ueberführung der Bahnlinie aufgestellt, um der Scheidenden noch einmal zu winken. Kurz bevor der Zug anfahren sollte, gewahrte Röhr einen Spaziergänger, der offenbar zum gleichen Zwecke herkam. Es war Gerold Stein.

Der junge Mann hatte sich seit Charlottens Rückkehr aus der Sommerfrische dem Gesichtskreis der Freundin völlig entzogen. Und sie, die von dem Abfall des treuerzigen und brüderlichen jungen Menschen tief betroffen war, hielt ein unüberwindliches Zartgefühl bis zum letzten Augenblick ab, eine Begegnung mit Gerold zu suchen. Hilde hatte sein Verhalten erfahren, und da sie ihrem Mann jetzt alles mitteilte, wußte auch Röhr davon. Sie wunderten sich beide, daß Gerold von Charlottens Abreise unterrichtet war.

Der junge Mann schlenderte so unauffällig als möglich daher und blieb in kurzer Entfernung vom Damme stehen, indem er scheinbar die Obstbäume am Wegrand betrachtete. Als der Zug heranbrauste, traten Röhr und Hilde an das Geländer der Brücke und winkten mit den Taschentüchern. Man sah Charlottens Gesicht am Fenster erscheinen. Der kleine Klaus schrie überlaut: „Adieu, adieu, adieu!“ In dem Augenblick war der Zug verschwunden. Gerold stand jetzt auch auf der Brücke und steckte sein Taschentuch ein.

Als Röhrs sich umwandten, grüßte er rasch und wollte vorübergehen. Aber der Doktor trat auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und sagte gut gelaunt: „So muß man die jungen Damen heutzutage ziehen lassen, die man sich früher so schön im „häuslichen Kreise“ aufbewahrt hat! Das ist nun Ihre Generation! Aber was wollen wir! Wir hätten

vielleicht eine Anzahl Wundhosen weniger, wenn nicht so manche Entwicklung gehemmt und verkünstelt worden wäre!"

Gerold hörte Röhrs Worten zu, ohne aufzusehen. Er hatte die Stirn gerunzelt und die Lippen zusammengebeissen. Unvermittelt nahm er den Hut vom Kopfe und empfahl sich.

Er ging nicht der Stadt zu, sondern immer quersfeldein durch die herbstlichen, erdig duftenden Wiesen. Als er über eine Bodenwelle gestiegen war, die ihm den Ausblick auf die Stadt entzog, warf er sich nieder und tat, wonach es ihn verlangte: er kehrte sein Gesicht zur Erde und weinte.

VII.

Charlotte blieb kaum ein halbes Jahr in der Großstadt. Dann schrieb sie an ihre Mutter, daß sie sich überarbeitet habe und zur Erholung eine Höhenstation aufsuche. Die Berichte, die von dort anlangten, lauteten gegensätzlich. Die Auskünfte des Arztes ließen eine fortschreitende Krankheit erkennen, während Charlottens Briefe von immer beruhigterer Stimmung zeugten. Frau Hoch und Hilbe kamen von einem Besuch bei ihr mit traurigen Ahnungen zurück.

Das Gerücht von ihrer Erkrankung hatte sich rasch im Kreise der Bekannten verbreitet. Grete Klitt schickte mit unfehlbarer Pünktlichkeit auf jeden Sonntag Blumen an die Patientin. Sie verpackte und adressierte sie selbst, und Charlotte freute sich jedesmal, Gretes etwas kindliche, aber klare Handschrift zu sehen.

An einem hellen Sommertag, als das Hochgebirge im vollen Sonnenglanz erstrahlte, stieg ein junger Wanderer zur Heilanstalt hinauf. Er sah mit Interesse und Verwunderung nach dem großen und eleganten, hotelartigen Gebäude, das nach der Seite des Ankömmlings ein ganzes Gerüst von Balkonen und Terrassen zeigte, alle der starken Südsonne ausgesetzt. Durch stille, peinlich saubere Gänge und Treppen, in denen ein durchdringender Lysolgeruch jedes Winkelfchen erfüllte, wurde er nach einer weißen Doppeltür geführt, über der eine Nummer stand. Hier wohnte Charlotte. Der Wanderer aber war Gerold, der auf einer Sommerfahrt seine alte Freundin besuchte.

Der Raum, den er betrat, war hell, groß und behaglich. Vor der weit geöffneten Balkontür sang ein Kanarienvogel; ein Ständer mit Sommerblumen und Blattpflanzen stand am Fenster. Reine, sonnige Bergluft strömte von draußen herein. Auf einem Lager, über das bunte Seidendecken gebreitet waren, ruhte, in einen weißen Mantel gehüllt, eine schlanke und zierliche Frauengestalt.

Charlotte war kaum verändert. Nur ein leichter Fieberglanz auf ihren Wangen und in den dunklen Augen zeugte von der Krankheit.

„Störe ich dich nicht?“ fragte Gerold, der sich mit heiterem Gesicht, wie er sich vorgenommen hatte, ihr näherte.

„Du siehst, ich mache meine Kur doch,“ antwortete sie leise, indem sie die glänzenden dunklen Augen fest und nachdenklich auf ihn heftete. Sie redete während der ganzen Zeit des Besuches nur mit belegter, halbblauer Stimme. „Setz dich hieher,“ fuhr sie fort, indem sie auf einen Stuhl neben sich zeigte. „Wo kommst du her und wo gehst du hin?“

„Ich mache von meiner Sommerreise einen Abstecher zu dir,“ sagte er mit weichem Ton. Er hatte seinen Vorsatz, ein heiteres Aussehen zu bewahren, schon vergessen,

und zeigte eine natürlich liebevolle, aber besorgte Miene. Sie sah ihm noch immer fest in die Augen und sagte jetzt: „Da hast du recht.“ Sie streckte ihm ihre Hand hin, eine feine, abgemagerte, beringte Hand, und er ergriff sie. „Wir haben uns vieles zu erzählen, nicht wahr? — Also, du hast zwei Semester in München Medizin studiert, das schrieb mir Grete. Bist aber unterdessen derselbe geblieben, scheint mir.“

„Und werd's auch bleiben.“

„Das kann man nicht versprechen. — Ich bin nicht dieselbe.“ Sie sah ihn mit einem langen Blicke an.

„Du wirst's wieder werden,“ sagte er.

„Nein. Ich meine es auch nicht so. Selbst wenn ich gesund würde, bliebe es anders.“ Sie atmete ein paar mal kurz, leise und beengt. Dann fuhr sie fort: „Ich habe ein schönes Jahr hinter mir, weißt du. Dieser Sommer hier war die Krone von allem — die Krone meines Lebens. Diese Stille — immer allein — und nur der Heuduft von den Wiesen!“

Sie schwiegen, bis Gerold unsicher fragte: Lebst du ganz abgeschlossen? Nimmst du nicht die Mahlzeiten mit den andern?“

„Doch, zeitweise; es ist eine Ueberwindung. Aber um nicht ganz aus der Übung zu kommen — ich hätte es sonst zu schön.“

Er sah nachdenklich vor sich hin und hielt noch immer ihre Hand.

„Ich wollte dir übrigens,“ fuhr sie mit einem scheuen Lächeln fort, „etwas über diese Schönheit schreiben. Zum sagen geht es zu lang. Ich habe es schon angefangen; kann ich es dir schicken?“

Er sah sie an und fand offenbar die Worte nicht für das, was er sagen wollte. „Für mich?“ fragte er endlich. „Verdiene ich es?“

Sie sah vor sich nieder und sagte sehr leise: „Ich bin es doch, die weh getan hat. Ich habe mich um dich gesorgt deswegen.“ Gerold war tief errötet. Er blickte wie gebannt zu Boden, setzte mehrere Male zum Sprechen an und verstummte wieder. Endlich sagte er mit heiserer Stimme und kaum verständlich: „Du bist mir, was du mir immer gewesen bist.“

Sie lehnte ruhend den Kopf zurück und schwieg. Gerold hielt noch die Stirn gesenkt, so daß seine bewegte Miene nicht sichtbar war. Nach einer Weile sagte Charlotte: „Faber schreibt mir hie und da; vor drei Monaten ist sein erster Brief gekommen. Er hatte gehört, merkwürdigerweise, daß ich krank sei.“

„Er soll sich nicht sehr wohl fühlen drüben?“

„Im Frühjahr kommt er zurück; er will mich besuchen — wenn ich noch lebe.“ Sie sagte das sehr ernst und wieder mit jenem tiefen Blicke, der immer dasselbe auszusprechen schien: den Abschied. Aber sie wechselte rasch den Ton und fragte heiter: „Und ein anderer Jemand hat seine Krankenschwester geheiratet? Was treibt er wohl jetzt?“

„Ihr Vater soll eine Zuckfabrik haben; es hieß, er werde irgendwie darin verwendet.“

„Stephan Zuckfabrikant!“ Sie sah mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Humor und Gutherzigkeit zu Gerold hinüber. Er fühlte in diesem Augenblicke eine Erleichterung in sich vorgehen.

„Gerold,“ sagte sie plötzlich, „wirfst du mir auch schreien?“

„Ja, so oft du willst, das heißt, so oft ich darf.“

„Und dann erhältst du mein ‚Vermächtnis‘.“

„Aber so darfst du es nicht nennen!“ sagte er, indem er versuchte, seiner Stimme einen festen und ungezwungenen Ton zu geben.

Sie sah ihn einen Augenblick mit sprechendem Ausdruck an und erwiderte nichts. Er hatte sie verstanden und wich ihren Augen aus. Und um nur etwas zu sagen, fragte er behutjam: „Du fühlst dich also wohl hier?“

„Ich habe noch nie eine so schöne Zeit gehabt,“ antwortete sie. „In Berlin hatte ich alles recht ausgekostet. Als ich schon krank war, hab ich noch soviel als möglich in mich hineingefast. Jetzt ist's doch einerlei, dachte ich, nachher muß ich weg. Und dann, plötzlich, diese Stille!“

„Du hast keine Schmerzen?“ fragte er.

„Ach, ich werde vom Doktor mit Kuren geplagt; das ist man sich schuldig. Aber er ist ein guter Mensch.“

Sie schien vom Sprechen ermüdet zu sein, und Gerold erhob sich. Aber sie fragte hastig: „Was macht Grete?“

„Ach!“ Er zuckte die Achseln. „Bei ihr bleibt alles lange unbewußt, weißt du. Der Konflikt wird erst später kommen. Jetzt lebt sie in Gedanken an das Kind, das sie erwartet.“

„Es wird ihr den Weg weisen — in den Kampf,“ sagte sie nachdenklich. Sie lehnte sich sichtlich erschöpft zurück, und Gerold verabschiedete sich und versprach, zu einer späteren Stunde noch einmal zu kommen. Als er sich an der Tür nach ihr umsah, lag sie flach ausgestreckt, den Blick vor sich hin gerichtet, gesammelt und ohne Ungebuld. In diesem Augenblick durchzuckte ihn die Gewißheit, daß sie nicht zum Leben zurückkehren würde.

Zu Wintersende, als Gerold eines Abends über seinen Büchern saß, empfing er den Briefumschlag, der Charlottes „Vermächtnis“ enthielt. Der Arzt schickte es im lektwilligen Auftrag der Verstorbenen.

Charlotte hatte geschrieben:

Lieber Gerold,

Ich richte diese Zeilen an Dich, weil Du für mich ein lieber, junger Bruder bist, und weil Du ein Mann wirst, der mit einem starken Trieb zur geistigen Entwicklung einmal mitten im Leben stehen und weltliche Verantwortlichkeit tragen wird. Es kann nicht allen so gut gehen wie mir, daß sie aus der Welt herausgehoben werden und nicht mehr zurückkehren brauchen. Wenn ich wieder hinein müßte, so würde ich völlig anders leben als vorher und in einem viel größeren Kampf. Nur bei den Unglücklichen, den Gezeichneten Gottes, würde ich mich ausruhen.

Ich bin nicht anders als früher; ich habe immer gesucht und jetzt nur schneller gefunden durch die Abtrennung vom Leben. Allerdings gab es in dieser Krankheit einmal eine sehr schlimme Zeit. Das war, bis ich begriff, daß sie eine Aufgabe, meine Aufgabe, sei, die ich gesucht hatte. Dieser Gewißheit folgten dann alle andern. Wenn man ganz unnütz geworden ist, ganz passiv, und doch seine Seele weiter wollen und sein fühlt, so weiß man einstmals, daß das „Leben“, die Wechselwirkung nach außen und von außen, viel jünger und zufälliger ist als wir selbst. Jenes „Leben“ kann

für uns versinken, und doch bleibt das wirklich Lebendige da und will und sucht viel intensiver als je draußen im Geräusch des Kampfplatzes. Man entdeckt sich selber, die gebundene Kraft, die wir sind. Es kommt alles nur auf diese Kraft an und ihre Befreiung von der Gebundenheit. Sie ist das „Weizenkorn“, das in der absterbenden Hülle lebt und Frucht bringen wird. Alles andere ist vollständig einerlei, ob wir ein Land regieren oder ob wir nur atmend und lebend auf einem Krankenbett liegen. Allerdings ist es schwieriger, das Wichtige zu finden, während man ein Land regiert, als während man denkend auf seinem Lager liegt. Warum wohl müssen die Meisten immerwährend handeln, Schicksal und innerste Konsequenzen auf sich laden, ohne einen Augenblick zur Betrachtung finden zu dürfen? Nur mühsam, stets wieder abgelenkt und stets durch verstrickte Folgen, Ursachen und Wirkungen verwirrt, nähern sie sich endlich fast zufällig, von einem dunklen Trieb noch geleitet, dem lichten Ende des Labyrinthes.

Im Denken leben, das ist der abgekürzte, klare Weg. Was für ein starker Ausdruck dieser Daseinsweise waren die Klöster! Ich werde Dir später noch ein Wort über sie sagen.

Nie stellt sich die Frage unerbittlicher, ob die Kraft Herr werde über die Gebundenheit, als im körperlichen Leiden. Sobald wir wissen, daß dieser Entscheid das Wichtige ist im Leben Aller, und daß wir im Leiden dieses Wichtige in reinsten, stärkster Form zu erkämpfen haben, sobald hat unser Leiden Sinn, und wir können glücklich darin werden. Wir wollen ja doch im Leben nur die Aufgabe, die geahnte Aufgabe, offenbar im instinktiven Wissen um unser Wesen.

Das Leiden in seiner unerträglichsten Dissonanz mit dem „Leben“ stachelt erst ganz die Sehnsucht nach Harmonie auf, nach dem übereinstimmenden Sinn alles Seins und Geschehens. Diese Sehnsucht ist unser köstlichstes Gut; sie ist der Magnet, der uns Splitter wieder vom Teilleben löst und zum Ganzen zieht. Sie schaltet die Gebundenheit unseres körperlich abgesonderten Wesens aus und gibt uns das Erlebnis des einigen Geistes; sie befreit uns von der hemmenden Form, die einst zum „Leben“ taugte und nun mehr und mehr unnütz wird, und reinigt das Ichgefühl vom Zufälligen und vom Besondern bis auf den Kern, der uralt, dauernd und allgemein ist. Und sie lockt vielleicht jene Erscheinung herab, in der wir die befreite Kraft ursprünglich geoffenbart sehen, die Erscheinung des Allvereiners Christus.

Jeder, auch der gesunde Mensch, zittert nach einem Pol hin, einem Zweit-Ich, mit dem er in innerlichem Zwiegespräch oder wenn er es in einem Menschen zu finden meint, in äußerlicher Gemeinschaft, am häufigsten in der Ehe, lebt. Im Leiden werden wir einsam und finden das „Zweite“ im Geist unerkörpert. Und nun ist der Zusammenhang Kraft mit ihrem Ursprung da, wenn wir uns auch das „Zweite“ mit sinnlicher Denkweise noch in oder außer uns vorstellen. Diese Verbindung ist bestimmend für unser Leben. Das Verhältnis zum Zweit-Ich macht uns fest oder schwankend, schafft die Hauptunterschiede zwischen den Menschen. Und dies ist die Idee des Klosterlebens. Das Zwiegespräch mit dem unverkörpernten Zweiten.

Was soll man nun zur Ehe sagen? Vielleicht: Versuch,



S. Freudenberger. — Guggisbergerin.

(Kilichee aus dem Katalog der Ausstellung Freudenberger-König im Kunstmuseum.)

Versuchung und Reinigung. Hin- und herzaudern zwischen Außenpol und Innenpol, zwischen verkörpertem und geistigem Zweit-Ich, und wenn dieses das Stärkere ist, eigentlich Verleugnung der Ehe selbst, aber die Möglichkeit einer freieren, willkürlicheren Verbindung zwischen den Gefestigten. Ist dieser Konflikt nicht das Poesievollste, was es gibt? Die nach Innen Gewandten, in deren Liebe doch ein Erdenrest voll Süßigkeit und Schwermut haften bleibt, sind so ganz Mensch, Gottes und der Welt teilhaftig!

In der Einsamkeit des Absterbens taucht immer wieder der Gedanke an die Andern auf, die im Leiden um ihre Kraft kämpfen. Wenn ich in das Wirrsal zurück müßte, wären sie meine Liebe und mein Trost. Ach, wie richtig und weise lebt unser guter Bastian Kummer mit seiner Leidenschaft für die Elenden, wie strahlend weise! Zu ihnen, die das Schicksal aufweckt und stachelt, würde ich mich freuen. Aber es würde mir grauen vor der fatten Masse, vor den Lebensflügen, den „Tüchtigen“ und den Glückspilzen.

Und nun kommen meine besonderen Bitten an Dich, Gerold, Bitten, die Du vielleicht überflüssig findest, weil Dir jetzt noch ihre Erfüllung selbstverständlich scheint. Aber in zehn, in zwanzig Jahren, wenn sich innere und äußere Umstände gewandelt haben, dann möchte ich, daß meine

Wünsche von heute Dich begleiten wie die lebendigen Gedanken einer guten Schwester.

Du wirst nicht den Weg der Einsamkeit und des Leidens gehen wie ich, Gerold. Du wirst im Gegenteil in der Welt durch Tat und Ansehen wirken. Ich denke mir Dich als Mann von achtbarem Berufe, der einem Stande, einer politischen Partei, einer wissenschaftlichen Richtung angehört. Du wirst in einem Kreise von Kollegen und Freunden leben, von Männern, die in ihre ehrenvolle Stellung, in ihren Rang so hineingewachsen sind, als wären diese äußeren Umstände untrennbare Bestandteile ihres Wesens selbst. Diese Ärzte, Beamten, Juristen, Finanzmänner, Lehrer, Schriftsteller und andere Leute haben gelernt, daß die Welt nur das eine verlangt, Anpassung, Einordnung in das System, in den Stand, in die Partei, Bekenntnis zur wissenschaftlichen, politischen, künstlerischen Tagesparole, um ihnen dagegen alles zu geben, Rang, Titel, Stellung, Ehre, Vermögen, was sich an Stelle des preisgegebenen Selbst nur setzen läßt.

Und inmitten dieser Welt ein Mann zu sein, Mut, Glauben, Festigkeit und Gewissensreinheit zu besitzen, darum bitte ich Dich. Ich bitte Dich: habe keine andere Ueberzeugung, als die Du in Kampf und Leiden Dir errungen hast. Laß Dir nie den Weg zur inneren Erfahrung durch den geistigen Zwang oder irgend welche Ehren- und Glaubensformeln der ganzen redenden und rechtenden Mannwelt verstellen. Formeln sind Versteinerungen. Sie widerstehen der Flamme eines großen Leidens am längsten, während eine eigene Ueberzeugung stets läuterungsfähig ist und nie erstarbt. Es kommt ein Augenblick, Gerold, wo Du nur Dich hast. Und er entscheidet, ob der Keim Deiner Seele lebendig ist.

Scheint es Dir befremdlich, daß ich von der inneren Erfahrung als vom Wichtigsten rede, obgleich sie nicht bewiesen ist? Ja, sie hat nichts von der abstrakten Art beweisbarer Feststellungen; sie ist ihrem Wesen nach Kraft und Erkenntnis zugleich; sie stammt aus einer Welt, wo unsere zerspaltenen Geistes- und Seelenenergien noch eins waren und sind.

Und jetzt, da ich jene Welt von ferne zu ahnen beginne, jetzt möchte ich Dir, lieber Gerold, als Letztes sagen: Glaube daran, wie auch ich es für Dich tue, und zweifle nicht, daß Du die Kraft in Dir finden und bewahren wirst, die Dich mit dem Geheimnis des Ganzen verbindet: Deine Seele. (Ende.)

Sigmund Freudenberger und das «Encien Régime».

(Schluß.)

Freudenbergers Pariser Stiche sind kulturhistorisch außerordentlich interessant. Sie geben jeden nur wünschbaren Aufschluß nicht nur über die Lebensweise einer jungen Weltbame des Rokoko, sondern auch über die Kostüme, die Möbel, die Geräte und Geschirre jener Epoche. Zu bemerken ist, daß die geschilderten Interieurs durchwegs harmonisch und stilecht zusammengestellt sind. Man hat nirgends den Eindruck des Zusammengetragenen oder aus der Phantasie Erfundenen. Freudenberger hat zweifellos nach guten Vorlagen gearbeitet. Ob er Zutritt hatte in herr-